

„Wie die Revolution ihre Kinder frisst, frisst der Kapitalismus seine“

Der streitlustige Nobelpreisträger Günter Grass las an der Universität aus seinem Wiedervereinigungstagebuch

Von Frank Keil

Unsere Presse – im Niedergang begriffen! Unsere Intellektuellen – auf dem Niveau von Dieter Bohlen angekommen! Seine Kritiker – keiner biete ein echtes Gegengewicht! Doch von vorn: Günter Grass betritt gemächlich den Hörsaal A des Hauptgebäudes der Universität, lässt sich fotografieren, schüttelt Hände und setzt sich erst mal in die erste Reihe. Eingeladen hat die Buchhandlung „Das Buch“, die zudem Manfred Bissinger engagierte, der nach der Lesung mit Günter Grass ein Gespräch führt. Bissinger ist Grass-Fan, und so nennt er ihn „unseren Nationaldichter“ und wird nicht müde, Grass über den grünen Klee zu loben: Grass, der so

viele, was uns heute nicht nur in puncto Wiedervereinigung bewegt, vorausgesehen hat. Grass, der Unbestechliche und Unbequeme und Unbeugsame. Und nicht zuletzt ist da Grass, der recht hatte, recht hat und recht haben wird.

Dabei geht das Buch, das Günter Grass an diesem Abend vorstellen und aus dem er passagenweise lesen wird, absolut in Ordnung. Denn „Unterwegs von Deutschland nach Deutschland“, sein erst jetzt veröffentlichtes Tagebuch aus dem Jahr 1990 und damit den Tagen, Wochen und Monaten der Wiedervereinigung, ist ein mal feinsinniges, mal auch angerautes Protokoll jenes Jahres, in dem sich die Ereignisse durchaus gewollt überschlugen.

Gespickt mit persönlichen Noti-

zen übers Pilzesammeln, das Malen und Zeichnen, das Wachliegen und Nicht-einschlafen-Können, bietet es zugleich bemerkenswert präzise Beobachtungen über den sich auflösenden DDR-Alltag, die Grass

■ „Die Leute flüchten in die Scheinrealität des Internets, in diese Scheinkommunikation“

Günter Grass

während vieler Reisen durch das hinzugewonnene Deutschland in jenem Jahr gewinnen konnte.

Manchmal sind es auch nur kleine, absichtslose Miniaturen, die gefallen, oder schlicht schöne Bilder wie dieses: Grass will daheim an den Schreibtisch, um endlich, end-

lich aus der lahmen SPD auszutreten, und bückt sich dann doch lieber im Garten nach dem Fallobst, aus dem sich so wunderbarer Apfelsaft pressen lässt. Das ist stets atmosphärisch dicht beschrieben, das lebt auch von der Offenheit wie auch knappen Form des Tagebuchs, dem einer ohne Pflicht zum letzten Schliff seine Gedanken und Betrachtungen anvertraut, woraufhin Literatur entsteht, die dem allzu konstruierten entoben ist, das Romanen oft anhäuft. Noch dazu machte Grass wieder einmal klar: Keiner liest Günter Grass so gut wie Günter Grass. Et-

was nuschelig im Grundton, dabei fest in der Stimme, erhebt sich bald ein Günter-Grass-Mantra, das immer so weiter klingen könnte.

Und so hätte es ein wahrhaft netter Abend werden können, wäre da nicht Günter Grass, der Wirtschaftsfachmann gewesen, der Politanalyst, der globale Welterklärer, der nun wirklich zu allem und jedem etwas sagen kann. Der Preis war, dass seine durchaus richtigen Anmerkungen und erspürten Einwände zum teilweise brachialen Tempo der Wiedervereinigung und der damit einhergehenden Missachtung der Lebensläufe der DDR-Bürger bald untergingen in einem Wust aus sich steigernden Allgemeinplätzen und Ungenauigkeiten: „Wie die Revolution ihre Kinder

frisst, frisst der Kapitalismus seine.“ Oder: „Die Leute flüchten in die Scheinrealität des Internets, in diese Scheinkommunikation.“

Bis hin zu der nun wirklich gewagten Theorie, die jungen Dichter von heute hätten nichts mehr zu sagen, mischten sich nicht ein, schwiegen und duckten sich weg, während an den alten Männern wie Siegfried Lenz, Martin Walser und eben Günter Grass mal wieder alles hängen bleibe, deswegen müssten sie eben am Ball bleiben. Für seine Fans hatte er gute Nachrichten parat: „Ich kann nichts anderes als schreiben und zeichnen und werde das weiter machen.“ Und: „Ich bin zum Kummer meiner Kritiker hiergeblieben – und werde bleiben.“ Seine Kritiker wird das freuen.



Günter Grass liest „Unterwegs von Deutschland nach Deutschland“



Dieses frühsummerliche Mohnfeld malte Vincent van Gogh 1889/90. Im Zusammenklang mit den französischen Impressionisten der Kunsthalle kommt es ganz neu zur Geltung

Van Gogh, Monet und andere berühmte Bremer in der Kunsthalle

Zwar sind es nur zehn Kunstwerke, die die Bremer Kunsthalle an die Hamburger Kunsthalle verliehen hat – aber es sind „noble Gäste“. So haben die Bremer auch ihre kluge Idee betitelt, wegen der aktuellen Umbauarbeiten über 200 Werke aus ihrer Sammlung an insgesamt 22 deutsche Museen zu verleihen. Der Schulterschluss mit der Hamburger Kunsthalle ist nicht nur wegen der geringen Entfernung der beiden Städte sinnvoll, sondern auch inhaltlich. Denn ausgewählt wurden allesamt Gemälde und Skulpturen des 19. Jahrhunderts, die sich wundervoll in die herausragende Hamburger Sammlung fügen: Werke von Van Gogh, Monet, Manet, Pissarro, Toulouse-Lautrec und vier Skulpturen von Rodin.

Das vielleicht schönste Bild ist ein Mohnfeld von Vincent van Gogh, das er 1889 malte: Sattgrün wiegen sich die Halme der Felder im Sommerwind, die Landschaft füllt das ganze herrliche Bild aus. Im Vordergrund leuchten die Mohnblumen, die Wiesen sind saftig grün, man sieht vereinzelte Bäume und ein verwittertes Steinhaus. Den Himmel dieser frühsummerlichen Landschaft sucht man auf diesem Bild vergeblich, denn bis zum Horizont erstrecken sich in der Ferne ein paar Lavendelfelder.

Mit ihrer Plein-Air-Malerei hatten die Impressionisten den Blick auf die Landschaft verblüffend erweitert. Doch ihre Vorläufer waren die Maler der berühmten Schule von Barbizon gewesen, deren Stil man im Raum 132 der Hamburger Kunsthalle studieren kann. Sie waren es, die dem Impressionismus bereits Mitte des 19. Jahrhunderts den Weg ebneten. Prominente Barbizon-Maler wie Jean-Francois Millet oder Jean-Baptiste Corot, der mit dem „Teich von Ville-d'Avray“ vertreten ist, entdeckten ihr Interesse

an der Natur, an Wasser, Licht, Laub und Spiegelungen. Wie innovativ die Malerei Van Goghs in diesem Zusammenhang erscheint, führt einmal mehr sein Mohnfeld vor Augen.

Alle Bremer Werke hängen bis zum Winter 2010/11 inmitten der französischen Impressionisten, die vor allem Alfred Lichtwark für Hamburg ankaufte, und die seit jeher einen glanzvollen Schwerpunkt in der Hamburger Sammlung bilden: Man kann sich glücklich bilden, dass hier mehrere Gemälde von Auguste Renoir versammelt sind, darunter die imposante-elegante „Reiterin im Bois de Boulogne“, im Damensitz leicht aufsteigend.

Aus der Kunsthalle Bremen frisch eingetroffen ist außerdem das Bildnis von Camille, der späteren Frau Claude Monets, das er 1866 malte. Ihr grün-weißes Seidenkleid lugt unter einer pelzbesetzten Jacke hervor, und ihr ganzer Auftritt als Grande Dame steht in krassem Gegensatz zur kecken Hamburger „Nana“, die Edouard Manet 1877 malte – sehr leicht bekleidet und in Begleitung eines interessierten Kavaliers. Die dritte, wieder züchtige Frau im Bunde hat Henri de Toulouse-Lautrec 1888 in Gouache gemalt und hängt sonst in Bremen: „Junges Mädchen im Atelier (Hélène Vary)“.

So werden drei herausragende, Gesellschaft und Sitten der Epoche charakterisierende Frauenbildnisse nun auf Zeit vereint. Unter den weiteren Hamburger Impressionisten wie Gauguins „Badende bretonische Knaben“, die Waterloo-Brücke von Claude Monet, Werken von Degas, Daumier und Cézanne befinden sich jetzt auch die vier Skulpturen von Rodin, darunter Jean de Fiennes und Jean d'Aire aus der spektakulären Serie der Bürger von Calais.

Beethoven fest im Ohr, auf zu neuen Sonaten

Grigory Sokolov als Klassik-Popstar zu bezeichnen, nur weil er die Musikhalle für ein Klavier-Recital besser füllt als Hélène Grimaud oder Murray Perahia, würde weder seinem Wesen noch seinen Intentionen gerecht. Fakt ist, dass zu seinem Pro-Arte-Konzert am Dienstag noch mal ein paar Hundert Besucher mehr erschienen als bei seinem letzten Soloauftritt fast genau vor einem Jahr. Die Zahl seiner Fans steigt stetig, weil sein unaufgesetztes und ehrliches Spiel eine Unabhängigkeit zeigt, die viele seiner Pianistenkollegen zumindest teilweise geopfert haben. Selbst den direkten Vergleich mit Alfred Brendel, dem Altmeister der Beethoven-Interpretation, braucht Sokolov nicht zu fürchten. Ja, vielleicht übertrifft er Brendel in Nuancen- oder Kontrastreichtum und dramaturgischem Feinschliff sogar.

Manche Phrase in Beethovens A-Dur Sonate wirkte fast wie ein Hauch, in den sich die Stimme ganz zaghaft mischte, um gleich darauf in hinreißenden Legatobögen zu singen. Ohne jede Anstrengung ließ Sokolov die Läufe dahingleiten, zeigte sich trotzigt und entschlossen in der Durchführung des Allegro vivace und spielte jeden Akzent aus. Prägnant konturierte er die Bauteile der typisch beethovenischen Themengebilde, die sich wie ein Puzzle in Teile zerlegen und in abertausend neue Ausdrücke überführen lassen. Trocken und mit voller Absicht ein wenig tumb gestaltete So-

kolov die Begleitfigur des Largo appassionato, nur um das liedhafte Thema im Diskant umso glänzender und hingebungsvoller präsentieren zu können. Die paar Fehlschläge zu Beginn, ein nicht ganz runder erster Triller im langsamen Satz und an ein paar Unsicherheiten im Rondo Grazioso gingen in einer rundum ausgewogenen Gesamtanlage voller Intimität und Spannungsreichtum unter.

Ein Stück wie Beethovens Sonata quasi una fantasia Es-Dur liegt Sokolov offensichtlich besonders. Sanft umspielte die linke Hand das eingängige Andante, und der plötzliche Einbruch des Allegros erinnerte an eine Bühnenszene, zu der man sich die zerstörte Idylle durch den Auftritt eines lange gefürchteten Feindes vorstellen konnte. Überirdisch schön gelang Sokolov das Adagio-Thema und keck der Galopp rhythmus des Allegro molto mit seinen raffinierten Metrumverschiebungen.

Weit aggressiver begegnete Sokolov daraufhin manchen Stellen aus Franz Schuberts großer D-Dur-Sonate D 850. Unberechenbarer war nicht nur die widersprüchliche Anlage dieses Stücks, sondern auch Sokolovs Interpretation. Noch tiefer als bei Beethoven ist die Kluft zwischen scheinbarer Glückseligkeit und tiefster Verzweiflung bei Schubert, was Sokolov zu harten Brüchen und einem zuweilen grimmigen Insistieren auf manchen Motivellen Veranlassung gab. hpe

Das schönste deutsche Buch handelt von Beuys

Die schönsten deutschen Bücher sind jetzt bis zum 28. Februar in den Regalen der Zentralbibliothek am Hühnerposten zu bewundern. Nach dem Start in Hamburg wird die Ausstellung in zahlreichen deutschen Städten und auf internationalen Buchmessen zu sehen sein. Mehr als 60 Bücher, aufgeteilt in neun Sachgruppen, von Fachbüchern bis hin zu Kinderbüchern, wurden von der Stiftung Buchkunst aus über 1 000 Werken ausgesucht und für ihre Vorbildlichkeit in Gestaltung, Konzeption und Verarbeitung ausgezeichnet.

„Science Suisse“ von Christian Eggenberger und Lars Müller ist eines von ihnen. Das Werk fällt sofort durch seine grau-pinke Farbgebung und das CD-Gimmick auf. Auch die zweite Auflage des Romans „Gegen den Tag“ vom amerikanischen Autor Thomas Pynchon ist Teil der Ausstellung. Platz eins der schönsten deutschen Bücher belegt das Kunstbuch „Beuys. Die Revolution sind wir“ von Eugen Blume und Catherine Nichols, das durch die zahlreichen Essays und einzigartigen Bilder überzeugt. Rudyard Kiplings Dschungelbücher, neu aufgelegt vom Boje Verlag, zeigen Mowgli und seine Freunde bei ihren Abenteuern in einer ganz anderen Art als die bekannten Illustrationen von Walt Disney. Für die eindrucksvollen Zeichnungen wurde das Kinderbuch mit dem dritten Platz der Stiftung Buchkunst prämiert. lfp

Zwei Seelen wohnen, ach, in einer Brust

Die Schwestern Frauke Scheunemann und Wiebke Lorenz reüssieren als Autorin Anne Hertz

Von Monika Nellissen

„Entscheidend ist nicht, ob sie sich kriegen. Entscheidend ist, wie sie sich kriegen“, sagt die eine Hälfte von Anne Hertz. Die andere Hälfte ergänzt: „Die Figuren müssen Fallhöhe haben. Im Leben läuft ja auch nicht alles wie geschmiert.“ Man käme nicht drauf, wenn man die beiden so reden hört. In ihrem weitläufig verwinkelten Domizil in Hoheluft-Ost, einem ehemaligen Pfarrhaus, läuft derzeit alles wie geschmiert. Anne Hertz hat sich als zweigeteilte Einheit im Romanfach „romantische und turbulente Komödie“ binnen Kürze komfortabel eingerichtet. Die Auflage der ersten vier Bücher streift die halbe Million, der fünfte Band ist in Arbeit und den sechsten hat der Verlag bestellt. Kommanden Dienstag wird Anne Hertz um 18.45 Uhr als schwesterliches Doppelpack auf dem roten Sofa der NDR-Fernsehsendung „DAS“ ihre Erfolgsstory erzählen.

Hinter jedem der mit dem altmodisch geschwungenen Schriftzug Anne Hertz versehenen Romane stecken nämlich zwei kluge Köpfe: die promovierte Juristin Frauke Scheunemann und ihre Schwester, die Anglistin Wiebke Lorenz. Beide verstehen sich blendend und schreiben in symbiotischer Verbundenheit bei straffer Arbeitsteilung Unterhaltungsliteratur. Genau: Romane für die Hauptzielgruppe Frauen zwischen 15 und 75 Jahren, ohne Altersbegrenzung

nach oben. „Unsere Oma ist 83 Jahre alt und sie hat jedes unserer Bücher gelesen, wie auch unsere sehr kritische Mutter“, sagen beide wie aus einem Mund.

„Der neue Anne Hertz ist da!“ jubelt die Fan-Gemeinde in Internetforen, wenn ein weiterer der heiß ersehnten regenbogenfarbenen Bände bei Droemer-Knauer erscheint. Die kuscheligen Titel lauten „Glückskekse“, „Sternschnuppen“, „Trostpflaster“ und „Wunderkerzen“. Frauke Scheunemann, als Referentin von der Kulturbehörde zur Wissenschaftsbehörde gewechselt und die Journalistin Wiebke Lorenz wissen, warum ihre Bücher, garantiert jugendfrei und mit Happy End, so begehrt sind: „Unsere Bücher sind im Alltag angesiedelt, sie spielen nicht auf einem Schloss oder einem Luxusdampfer. Sie ha-

ben einen hohen Wiedererkennungswert. Zudem steht der Mann nicht im Zentrum der Geschichte. Es dreht sich nicht die ganze Zeit darum, wie Frau den richtigen Typen findet, darum auch, aber es geht um Alltagsprobleme.“

Da kennen sich die beiden aus. Wiebke, die Jüngere, ist augenblicklich Single und Frauke ist glücklich

mit Ehemann Bernd und drei kleinen Töchtern, die in den Ganztagskindergarten gehen. Genug Stoff fällt nicht nur da ab. Wobei Wiebke für die Romantikszenen zuständig ist, Frauke aber für den „Wahnsinn des Alltags“. In der großen, heimelig chaotischen Küche mit modernster Technik trifft sich die Großfamilie zu Diskussionen. Geschrieben aber wird getrennt, vorzugsweise nachts am Computer.

Zur Vorbereitung fahren die Schwestern für jedes Mal zehn Tage ins Schreibexil, seit sie 2006 mit der Romanmanufaktur begannen. Dort entwickeln sie das Exposé, kriegen sich Zuhause regelmäßig wegen der Dramaturgie in die Wolle und schreiben parallel Kapitel für Kapitel, die abends korrigiert und aneinander gefügt werden.

Natürlich, beide sind sich da einig, sei das nichts, was man für den Ingeborg-Bachmann-Preis einreichen könnte, aber in der Lorero-man-Ecke wollen sie ihre Bücher auch nicht sehen. Da zucken sie zusammen, Trivillaliteratur ist aber okay. Gelesen und geschrieben haben die Autorinnen schon immer. Zudem hat Wiebke Lorenz unter ihrem eigenen Namen bereits anspruchsvollere Romane verfasst hat, ihr neuestes Buch wird bei Blessing erscheinen und dass auch Frauke Scheunemann Spaß am eigenverantwortlichen Schreiben gewonnen hat, wundert nicht. Es muss ja nicht immer Herzschmerz-Gefühliges sein.



Wiebke Lorenz (l.) und Frauke Scheunemann haben schon vier Anne-Hertz-Romane geschrieben